

DAN MILLMAN

Socrates

Der friedvolle Krieger

Roman

Aus dem Amerikanischen von Manfred Mieth

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Das Buch

Jeder, der den »Pfad des friedvollen Kriegers« gelesen hat, fragt sich: Wer eigentlich war Socrates, der friedvolle Krieger? Ein Schamane, ein Erleuchteter? Oder einfach nur ein wunderlicher alter Mann, der Dan Millman ein paar Zaubertricks beibrachte?

In diesem hoch spannenden Roman wird das Geheimnis gelüftet: Dan Millman erzählt die Lebensgeschichte seines einstigen Lehrers Socrates. Die Entwicklung vom brutalen Elitkämpfer der Zarenzeit über den Deserteur, der sich nach Frieden sehnt, hin zum friedvollen Krieger, der sich noch einem letzten Kampf stellen muss – gegen den Mann, der seine Familie ermordet hat.

Wer dieses Buch liest, wird zum Zeugen eines höchst erstaunlichen Lebensweges, der Socrates zum Ziel einer neuen, faszinierenden Entwicklung führt. Dieser Weg ist ein leuchtendes Beispiel für alle Menschen, die mitten im Leben stehen und den Pfad zu einer modernen, offenen Spiritualität suchen.

Der Autor

Dan Millman, in jungen Jahren einer der besten Kunstturner Amerikas, später Coach von Spitzensportlern, unterrichtet seit nunmehr fast zwanzig Jahren verschiedenste Formen des körperlich-geistigen Trainings. Seine Werke über die Lebenshaltung des friedvollen Kriegers sind zu wahren Kultbüchern geworden und haben eine Auflage von mehreren Millionen in vierzehn Sprachen erreicht.

Prolog

*Jede Reise hat eine geheime Bestimmung,
von welcher der Reisende selbst nichts weiß.*

Martin Buber

Ich habe Dimitri Sakoljew getötet.

Dieser düstere Gedanke tauchte wieder und wieder in Sergejs Kopf auf, während er bäuchlings auf einem moosbewachsenen Baumstamm lag und so schnell und leise wie möglich über den Kruglojensee paddelte, der fünfundzwanzig Kilometer nördlich von Moskau liegt. Sergej war aus der Newski-Kadettenanstalt und vor seiner Vergangenheit geflohen, aber der Tatsache, dass er Dimitri Sakoljew getötet hatte, konnte er nicht so leicht entfliehen.

Sergej versuchte, sich parallel zum Ufer zu halten. Ab und zu spähte er durch die Finsternis zu den bewaldeten Hügeln hinüber, die nur auftauchten, um gleich darauf wieder im dichten Nebel zu verschwinden. Die schwarze Oberfläche des Sees, die vom bleichen Licht des Mondes schwach erhellt wurde, wenn er durch die Wolken brach, glänzte bei jedem Eintauchen seiner Arme silbern auf. Die Wasserspritzer und die bittere Kälte lenkten Sergej einen Augenblick lang ab, bevor er wieder an Sakoljews Körper im Schlamm denken musste.

Sergej konnte seine Hände und Beine kaum noch fühlen. Er wusste, er würde bald an Land gehen müssen, weil der vollgesogene Baumstamm ihn nicht ewig tragen würde. *Nur noch ein bisschen weiter*, dachte er, *nur noch einen Kilometer, dann werde ich an Land gehen.* Die Flucht über das Wasser war sicher nicht die schnellste oder die sicherste Methode, aber sie

besaß einen eindeutigen Vorteil: Auf dem Wasser hinterließ man keine Spuren.

Schließlich hielt er auf das Ufer zu, rollte vom Baumstamm herunter, stand einen Moment lang hüfttief im Wasser, bevor er durch den Schlamm und das Schilf zum Strand hinauf watete, um gleich darauf im dunklen Wald zu verschwinden.

Er war fünfzehn Jahre alt und er war ein Flüchtling.

Sergej liefen nicht nur wegen der Kälte eisige Schauer den Rücken hinunter, sondern auch, weil er ein Gefühl von Bestimmung hatte – als ob jedes Ereignis seines bisherigen Lebens ihn zu diesem Punkt geführt hätte. Während er sich seinen Weg durch das Unterholz zwischen den Kiefern und Birken bahnte, dachte er daran, was ihm sein Großvater erzählt hatte – und wie alles angefangen hatte.

Im Herbst des Jahres 1872 wehte ein eisiger Wind von der moosbewachsenen sibirischen Tundra über die Ural-Berge und die Taiga zu den riesigen Kiefern- und Birkenwäldern, die Sankt Petersburg umgaben – das Kronjuwel von Mütterchen Russland.

Vor dem Winterpalast patrouillierte die Leibgarde von Alexander II. in ihren Wollmützen und schweren Wollmänteln. Die nahe gelegene Newa war nur eine der neunzig Wasserstraßen, die unter achthundert Brücken hindurchflossen, vorbei an Häuserreihen und Kirchen, auf deren Turmspitzen Kreuze funkelten. Nicht weit vom Fluss befanden sich die Parkanlagen, in denen – beleuchtet von den Straßenlaternen, die in der beginnenden Abenddämmerung gerade angezündet worden waren – die Statuen von Peter dem Großen, Katharina der Großen und von Puschkin standen – Zar, Zarin und literarisches Genie.

Der beißende Wind riss die letzten gelben Blätter von den dünnen Ästen, spielte mit den Wollröcken der Schulmädchen und zerwühlte das Haar zweier Jungen, die im Hof eines zweistöckigen Hauses miteinander rangen. Eine plötzliche Böe blies die Gardinen im Fenster des zweiten Stockes in ein Schlafzim-

mer hinein, in dem Natalja Iwanowa, die Frau des Sergej Iwanow stand. Sie zog ihren Schal enger um die Schultern und lächelte in sich hinein, als sie auf den Hof hinuntersah, auf dem ihr kleiner Sohn Sascha mit seinem Freund Anatoli spielte.

Anatoli rannte auf Sascha zu und versuchte, ihn zu Fall zu bringen. Im letzten Moment machte Sascha einen Schritt zur Seite und warf Anatoli über die Hüfte, so wie es ihn sein Vater gelehrt hatte. Vor lauter Stolz krächte er dabei wie ein Hahn. *Was für ein starker Junge er doch ist*, dachte Natalja. *Er kommt ganz nach seinem Vater*. Sie bewunderte seine Energie umso mehr, als es ihr im Moment völlig daran fehlte. Seit in ihrem Bauch ihr zweites Kind wuchs, war sie ständig erschöpft, was allerdings auch keine Überraschung war. Ihre Nachbarin Jana Waslakowa, die zugleich auch ihre Hebamme war, hatte sie gewarnt: »Eine so zerbrechliche Frau wie du sollte nicht noch ein Kind haben.« Und doch trug sie wieder ein neues Leben unter dem Herzen und betete täglich, dass ihr die Kraft gegeben werden möge, das Kind auszutragen. Und das trotz der immer häufiger auftretenden Ohnmachtsanfälle und der bleiernen Erschöpfung, die sich in ihren Knochen ausgebreitet hatte.

Natalja zog den Schal fester um die Schultern, weil ihr kalt war. Sie fragte sich, wie kleine Jungen es fertig bringen, an einem so kalten Abend wie diesem draußen zu spielen. Sie lehnte sich aus dem Fenster und rief: »Sascha! Anatoli! Es wird bald regnen. Kommt jetzt rein!« Ihre müde Stimme war gegen den Wind kaum zu hören. Außerdem hörten die Ohren sechsjähriger Jungen sowieso nur das, was sie hören wollten.

Mit einem Seufzer setzte sich Natalja wieder auf das Sofa, auf dem sie sich mit Jana unterhalten hatte, und machte sich daran, ihr langes schwarzes Haar zu bürsten. Schon bald würde Sergej heimkommen. Für ihn wollte sie so schön wie möglich aussehen.

In diesem Moment sagte Jana: »Ruh dich aus, Natalja. Ich gehe nach unten und hole die Jungen rein.« Während ihre Freundin nach unten ging, hörte Natalja das Geräusch der

Regentropfen auf dem Dach und dann direkt über ihr etwas noch anderes: das Trippeln kleiner Füße und verschwörerisches Kichern. *Sie sind wieder mal am Spalier hochgeklettert*, dachte sie. In einer Mischung aus Zorn und Angst, die alle Mütter von kleinen Jungen kennen, die sich für unverwundbar halten, rief sie nach oben: »Ihr kommt auf der Stelle vom Dach herunter! Und seid vorsichtig!«

Als Antwort hörte sie nur Gelächter und andere Geräusche, die darauf schließen ließen, dass die Jungen oben miteinander rangen.

»Sascha, wenn du nicht sofort runterkommst, sag ich es deinem Vater!«

»Ja, Mamutschka«, rief Sascha mit zuckersüßer Stimme. »Bitte sag Vater nichts.« Darauf folgte weiteres Lachen.

Als Natalja sich umdrehte, um die Bürste wegzulegen, verwandelte sich das Gelächter der Jungen plötzlich in angst-erfülltes Kreischen. Einen Augenblick später war es totenstill.

Als Natalja zum Fenster rannte und hinaussah, sah sie zu ihrem Entsetzen dort unten zwei kleine Körper liegen. Sie war wie gelähmt und konnte nur starren und starren. Dann begann Anatoli, sich zu bewegen und zu weinen. Aber Sascha lag mit verdrehten Gliedmaßen weiterhin still da. Jana, die gerade aus der Haustür trat, rannte zu den Jungen hinüber.

Nur einen Wimpernschlag später war Natalja ebenfalls draußen und kniete im Schlamm. Sie spürte weder den Regen noch ihren schweren Bauch. Sie hielt den leblosen Körper ihres Sohnes in den Armen und während ihr Tränen und Regentropfen übers Gesicht strömten, schaukelte sie im ewigen Rhythmus mütterlichen Schmerzes vor und zurück.

Plötzlich riss sie ein stechender Schmerz im Unterleib zurück in die Gegenwart und sie wurde sich bewusst, dass Jana und ein Mann neben ihr standen und zu ihr sprachen. Während Jana ihr auf die Beine half, versuchte der Mann, ihr die Last des toten Sohnes abzunehmen. Natalja wehrte sich zuerst, aber als der schrille Schrei eines Jungen ertönte, erstarrte sie. Voller Hoffnung schaute sie ihren Sascha an, aber es war Anatoli, der

geschrien hatte, weil sein Bein gebrochen war und er nach dem ersten Schock nun den Schmerz zu spüren begann.

Jana Waslakowa half Natalja gerade ins Haus, als der Schmerz sie wieder überkam. Sie krümmte sich und brach noch im Hausflur zusammen. »Wo ist mein Sascha?«, fragte sie mit müder Stimme. »Er soll hereinkommen, es ist doch so kalt, so furchtbar kalt.«

Als sie wieder zu sich kam, lag sie umsorgt von der Hebamme im Bett. Und plötzlich kam ihr der Gedanke: *Das Baby kommt ... Es ist viel zu früh ... Zwei Monate zu früh. Oder sind inzwischen Wochen vergangen? Wo bin ich nur? Wo ist Sergej? Er wird mir sagen, dass dies alles nur ein böser Traum ist. Sergej wird mich anlächeln, über mein Haar streichen und mir sagen, dass es Sascha gut geht ... dass alles gut ist. Aber der Schmerz! Irgendetwas stimmt nicht. Wo ist Sascha? Wo ist Sergej?*

Als Sergej Iwanow nach Hause kam, standen die Nachbarn mit bedrückten Mienen im Regen im Hof. Als er in ihre Gesichter sah, stürmte er voller böser Vorahnungen ins Haus. Jana erzählte ihm, was geschehen war: Sascha war tot, vom Dach gefallen. Bei Natalja hatten die Wehen eingesetzt, die Blutung konnte nicht gestillt werden, man konnte nichts tun. Beide waren verloren.

Aber das Baby lebte. Es war ein Sohn. Aber klein und zerbrechlich, wie ein Frühgeborenes nun einmal ist, würde er wohl kaum überleben. Jana Waslakowa hatte in ihrem Leben viel gesehen und war mit dem Tod vertraut. *Der Tod ist leicht*, dachte sie, *aber nicht für die, die zurückbleiben*. Schon bald würde der Priester kommen und Natalja und Sascha die letzten Sakramente geben – und wahrscheinlich auch dem Neugeborenen. Sie legte Sergej seinen Sohn in die Arme und trug ihm auf, dem Baby etwas Ziegenmilch einzuflößen, was ihn möglicherweise durch die Nacht bringen würde.

Sergej sah in das zerknitterte kleine Gesicht und auf den winzigen Körper, der in die Decke eingewickelt war, die Natalja selbst gewebt hatte. Als ihn die Trauer übermannte, setzte

er sich auf einen Stuhl und starrte mit blinden Augen zu Boden. Nur vage und wie von fern hörte er die Stimme von Jana Waslakowa: »Bevor sie starb, sagte Natalja, dass sie Sie von ganzem Herzen liebe. Dann bat sie noch darum, dass Sie ihren Sohn in die Obhut ihrer Eltern geben mögen.«

Noch im Tod hatte Natalja nur das Wohl ihres Sohnes im Auge gehabt – und das ihres Mannes. Sie wusste, dass Sergej, ein Angehöriger der Leibgarde des Zaren, sich nicht um ihren kleinen Sohn würde kümmern können. Hatte sie auch geahnt, dass ihn sein Anblick auf ewig an diesen tragischen Tag und an den Verlust seiner geliebten Frau erinnern würde?

Der Priester kam und taufte das Baby, damit es nicht – sollte es tatsächlich sterben – der ewigen Verdammnis anheim fallen würde. Als der Priester nach dem Namen fragte, erwiderte Sergej, der nicht richtig zugehört hatte, zerstreut: »Sergej«, weil er dachte, der Priester habe ihn nach seinem Namen gefragt. Und so erhielt der Sohn den Namen des Vaters.

Jana, die Hebamme, bot sich an, die Nacht über auf den Kleinen aufzupassen. Sergej nickte langsam und sagte: »Sollte er bis zum Morgen überleben, bringen Sie ihn bitte zu seinen Großeltern.« Er gab ihr Namen und Adresse: Heschel und Esther Rabinowitz. Es behagte ihm überhaupt nicht, dies zu tun, denn Nataljas Eltern waren Juden, aber er spürte, dass sie das Kind lieben und liebevoll aufziehen würden. Also erfüllte er Natalja ihren letzten Wunsch. Sergej hatte ihr im Leben niemals etwas abschlagen können, wie konnte er es da im Tod tun?

Und während der Sohn sich an sein kleines Leben klammerte, begann für Sergej Iwanow eine lange Reise in die Finsternis, die schließlich zu seinem Tod führen sollte.

Acht Jahre später saß Heschel Rabinowitz in einer dunklen Oktobernacht allein in einem Abteil dritter Klasse in einem Zug nach Moskau. Nachdenklich sah er aus dem Fenster, wobei ihm – wie bei alten Männern üblich – von Zeit zu Zeit die Augen zufielen, sodass er die Wälder und kleinen Dörfer

nicht sah, die im ersten Licht des Tages sichtbar wurden. Heschel döste und träumte. Ab und zu erwachte er und starrte vor sich hin, aber alles, was er sah, waren Erinnerungen, die durch seinen Kopf geisterten. Seine Tochter Natalja in ihrem roten Kleid und ihrem strahlenden Lächeln; Sascha, der Enkel, den er nie gesehen hatte; das wunderschöne faltige Gesicht seiner geliebten Esther. Sie alle waren von ihm gegangen.

Einen Augenblick lang kniff er die Augen zu, als könne er dadurch die Vergangenheit vertreiben. Doch dann entspannten sich seine Gesichtszüge, als vor seinem geistigen Auge eine neue Vision auftauchte: das Gesicht eines dreijährigen Jungen, der mit Augen, die viel zu groß für sein kleines Gesicht waren, vertrauensvoll zu seinem Großvater emporblickte.

Durch die Stimme des Schaffners, der die Ankunft des Zuges ankündigte, wurde Heschel aus seinen Träumen gerissen. Gähmend stand er auf, streckte die schmerzenden Glieder und zog seinen alten Mantel enger um sich. Er strich über seinen schneeweißen Bart und rückte die Brille auf seiner riesigen Nase gerade. Er nahm kaum wahr, dass ihn die anderen Passagiere stießen und schubsten. Er drückte seine Tasche gegen die Brust, so als ob er ein Baby darin tragen würde, stieg auf den Bahnsteig hinunter und begann mühsam vorwärts zu gehen. Als er nach oben in den Himmel blickte, sah er, dass es bald anfangen würde zu schneien.

Heschel rückte seine Mütze gerade und versuchte sich auf sein Ziel im Norden zu konzentrieren. Er würde eine Mitfahrgelegenheit im Karren oder Wagen eines mitleidigen Bauern finden müssen, denn sein Ziel lag eine halbe Tagesreise weit entfernt in den Hügeln nördlich von Moskau. Die Reise würde ihn über schlammige Wege hin zu einer Kadettenanstalt am Ufer des Kruglojesees führen.

Er wusste, es würde keine leichte Reise werden. Sein Rücken, gebeugt durch zahllose Stunden an der Werkbank, war gekrümmt wie die Geigen, die er aus Ahorn-, Fichten- und Ebenholz herstellte. Außerdem baute er auch Präzisionsuhren. Er hatte schon als Junge beide Handwerke erlernt – eines von

seinem Vater und das andere von seinem Großvater. Da er sich nicht entscheiden konnte, was er lieber tat, baute er immer erst eine Geige, dann eine Uhr, immer abwechselnd. Selbst heute und trotz der Schmerzen in den Gelenken arbeitete er noch unermüdlich und ging an die Herstellung jeder neuen Geige heran, als ob es seine erste wäre, und an jede Uhr, als ob es seine letzte wäre.

Schon bald nachdem er seine beiden Ausbildungen abgeschlossen hatte, hatte ihm der Vater die Leitung der Werkstatt übertragen und war nach Osten gereist, um mit Edelsteinen zu handeln. Später hatten es der Reichtum und die Großzügigkeit seines Vaters dem Juden Heschel ermöglicht, weiterhin in Sankt Petersburg zu leben, wo er und seine Frau Esther eine Wohnung hatten.

Heschel gab sich einen Moment lang diesen Erinnerungen hin, während er den Bahnhof verließ und sich langsam auf den Weg zur großen Ausfallstraße aus der Stadt machte.

Ein paar Stunden später saß er auf einem Bauernkarren, der auf der engen, schlecht unterhaltenen Straße nach Norden rumpelte, und lehnte sich dankbar gegen einen Kartoffelsack. Als der Karren schließlich quietschend zum Halten kam, stieg er ab, nickte dem Bauern dankend zu und machte sich zu Fuß auf, den Rest des Weges hinter sich zu bringen.

Während er in das Tal hineinwanderte, dachte er an die vielen Bittbriefe, die er in den letzten fünf Jahren geschrieben hatte, und an die ebenso zahlreichen Ablehnungsbescheide. Vor ein paar Wochen hatte er dann einen letzten Versuch gemacht: Er hatte Wladimir Iwanow, dem Leiter der Kadettenanstalt, einen Brief geschrieben, in dem es hieß: *Ich habe Sergej nicht gesehen, seit er in die Anstalt gebracht wurde. Inzwischen ist meine Frau gestorben. Keiner meiner Verwandten ist mehr am Leben. Dies ist meine letzte Gelegenheit, meinen Enkel zu sehen.*

Und vor zwei Tagen war die Antwort gekommen und mit ihr die Genehmigung, Sergej zu besuchen. Heschel hatte sich sofort auf den Weg gemacht.

Im beißenden Wind zitternd, der ihm in den Nacken blies, schlug er den Kragen seines Wollmantels höher. *Ich habe zwei Tage*, dachte er, *nur zwei kurze Tage, um den Geist eines achtjährigen Jungen mit den Erfahrungen meines Lebens zu füllen.* Dann fiel ihm ein, was Rabbi Hillel einmal gesagt hatte: »Kinder sind keine Gefäße, die gefüllt, sondern Kerzen, die angezündet werden müssen.«

»Ich habe nicht mehr viel Feuer«, murmelte Heschel, als er einen schneebedeckten Abhang vorbei an Birken und Kiefern hinunterstolperte. Seine schmerzenden Gelenke erinnerten ihn an seine Sterblichkeit und an diese letzte Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte. Das Heulen des Windes trat in den Hintergrund, während er sich an einen Tag vor fünf Jahren erinnerte, an dem ein Soldat mit einem Brief von Sergejs Vater zu ihm gekommen war, in dem stand, dass der Sohn zur Newski-Kadettenanstalt gebracht werden sollte.

Ein Stunde später näherte sich Heschel dem Haupttor eben dieser Kadettenanstalt. Staunend betrachtete er den Gebäudekomplex, der wie eine Burg von einer vier Meter hohen Mauer umgeben war. Direkt vor sich konnte er eine Reihe spartanisch anmutender Blockhäuser sehen. Weder Pflanzen noch Verzierungen milderten die Strenge der Mauern, hinter denen – so nahm er an – das Leben der jungen Soldaten von Strenge und Disziplin bestimmt war.

Ein Kadett führte Heschel über einen großen Innenhof ins Hauptgebäude hinein und durch einen langen Korridor bis vor eine Tür, auf der stand: W. I. Iwanow, Kommandant.

Heschel nahm die Mütze ab, strich sein dünnes Haar glatt und trat ein.

Teil 1

Bitter und süß: Die zwei Seiten des Lebens

*Ich erzähle eine traurige Geschichte und eine frohe.
Am Schluss wirst du erkennen, dass es sich um ein- und
dieselbe Geschichte handelt, denn bitter und süß
haben jeweils ihre eigene Zeit. Sie wechseln sich ab wie
der Tag und die Nacht – selbst jetzt in den Stunden
der Dämmerung meines Lebens.*

Aus Socrates Tagebuch

1

Als Sergej an jenem Oktobertag zu seinem Onkel befohlen wurde, schwante ihm nichts Gutes.

Es war ihm verboten, Wladimir Iwanow als seinen Onkel zu betrachten, für ihn war er Kommandant Iwanow. Es war ihm auch verboten, dem Kommandanten persönliche Fragen zu stellen, obwohl er viele hatte – zum Beispiel Fragen in Bezug auf seine Eltern und seine Vergangenheit. Der Kommandant hatte Sergej weder über das eine noch das andere viel erzählt. Er hatte ihm lediglich vor vier Jahren bekannt gegeben, dass sein Vater gestorben war.

Zum Kommandanten befohlen zu werden – was äußerst selten vorkam – bedeutete entweder, dass es schlechte Nachrichten gab oder dass man bestraft werden sollte. Da er verständlicherweise keine Eile hatte, vor dem Kommandanten mit seiner strengen Miene und seiner ständig gerunzelten Stirn zu erscheinen, schlenderte Sergej in einem völlig unmilitärischen Tempo über den Platz.

Jeder Fleck, an dem Sergej vorbeikam, rief Erinnerungen wach: Der Pferch zum Beispiel erinnerte ihn an das erste Mal, als er auf einem wild um sich tretenden Pferd gesessen hatte. Er hatte sich verzweifelt an die Zügel geklammert und versucht, sich seine Todesangst nicht anmerken zu lassen. Ein freier Platz erinnerte ihn an die vielen Kämpfe, in die er aufgrund seines Jähzornes schon verwickelt worden war.

Er ging erst am Lazarett vorbei und dann an der kleinen Wohnung von Galina, der ältlichen Krankenschwester, die sich seiner zuerst angenommen hatte. Sie hatte ihm über die Wange gestrichen, als er krank war, und ihn zum Essen gebracht, bis er sich selbst zurechtgefunden hatte. Da er zu jung war, um in den

regulären Stuben der Kadetten zu bleiben, hatte er in den ersten zwei Jahren auf einer Pritsche im Lazarettflügel schlafen müssen. Es war eine einsame Zeit gewesen, da er seinen Platz noch nicht gefunden hatte. Die anderen Kadetten hatten ihn wie ein Maskottchen oder ein Haustier behandelt: An einem Tag hatten sie ihn gestreichelt, am nächsten Tag getreten.

Die meisten anderen Jungen hatten ein Zuhause, einen Vater und eine Mutter, aber Sergej hatte nur seinen Onkel, deshalb strengte er sich nach Kräften an, um seinem Onkel zu gefallen. Seine Bemühungen brachten ihm allerdings nur den Zorn der älteren Kadetten ein, die ihn höhnisch als »Onkel Wladis Junge« betitelten. Sie quälten ihn bei jeder sich bietenden Gelegenheit, sie schubsten und schlugen ihn oder stellten ihm ein Bein. Jeder Moment der Unaufmerksamkeit bedeutete einen neuen blauen Fleck oder etwas Schlimmeres. Es war allgemein üblich, dass die älteren Kadetten auf den jüngeren herumtrampelten, und Prügeleien waren an der Tagesordnung. Die Instruktoren wussten davon, aber sie sahen einfach weg, solange niemand ernsthaft verletzt wurde. Sie tolerierten die Prügeleien, weil die jüngeren Kadetten dadurch wachsender und härter wurden. Schließlich befanden sie sich in einer Kadettenanstalt.

Als Sergej zum ersten Mal von einem älteren Kadetten angegriffen wurde, hatte er wie wild um sich geschlagen, weil er ahnte, dass die Übergriffe nie aufhören würden, wenn er jetzt klein beigab. Der ältere Junge verprügelte ihn nach Strich und Faden, aber immerhin gelang es Sergej, ein oder zwei Treffer zu landen. Danach belästigte ihn der Junge nie wieder. Einmal war Sergej dazugekommen, als zwei Kadetten einen Neuankömmling verprügelten. Er hatte die beiden wie ein wütender Bulle angegriffen, woraufhin sich diese zurückzogen und so taten, als wäre das Ganze nur ein Witz gewesen. Aber für den Neuen, dessen Name Andrej war, war es kein Witz gewesen. An diesem Tag wurde er der einzige wirkliche Freund, den Sergej jemals gehabt hat.

Als Jüngster der ganzen Anstalt schlief Sergej in einem Ge-

bäude mit den Sieben- bis Zehnjährigen. Die älteren Jungen schliefen im ersten Stock und alle über sechzehn waren in einem anderen Gebäude untergebracht. Die Älteren waren die Herrscher der Stuben. Alle Kadetten hatten Angst davor umzuziehen, da sie dann wieder die Jüngeren und damit die Opfer sein würden. Sergej und Andrej beschlossen, gut aufeinander aufzupassen.

Vom Leben vor seiner Ankunft hatte Sergej nur verschwommene Erinnerungen. Es schien ihm, als wäre er in einer gänzlich anderen Welt gewesen. Manchmal tauchten in seiner Erinnerung Bilder von einer dicken Frau mit weichen Armen und einem Mann mit einem Kranz aus weißem Haar auf. Sergej fragte sich oft, wer sie wohl gewesen waren. Er fragte sich überhaupt viele Dinge.

An der Wand des Klassenzimmers hingen Karten von Mütterchen Russland und anderen Ländern. Mit den Fingern war Sergej auf den Karten und auf dem Globus auf dem Pult des Klassenlehrers herumgewandert und hatte die Umrisse blauer Ozeane und gelber, grüner und roter Länder nachgezeichnet. Es wäre ihm im Traum nicht eingefallen, dass er diese Länder einmal besuchen könnte.

Seine Welt war bis zu jenem Oktobertag im Jahr 1880 auf die hohen Mauern, die Blockhäuser, die Schlafgebäude, Klassenzimmer und Exerzierplätze der Newski-Kadettenanstalt beschränkt gewesen. Sergej hatte sich diesen Ort nicht ausgesucht, aber er akzeptierte ihn so, wie Kinder es nun einmal tun müssen. Seine frühen Jahre waren durch den geregelten Tagesablauf aus Unterricht, Körperertüchtigung und Disziplin geprägt, durch das Studium von Militärgeschichte, Strategie und Geographie, durch Reiten, Laufen, Schwimmen und Gymnastik.

Wenn die Kadetten nicht im Unterricht waren oder arbeiteten, dann übten sie sich in den militärischen Künsten. Im Sommer lernte Sergej im kalten Kruglojensee unter Wasser zu schwimmen und durch ein Schilfrohr zu atmen. Er übte den Kampf mit dem Säbel und schoss Pfeile mit einem Bogen ab, den er kaum zu

spannen vermochte. Später würde er auch mit der Pistole und dem Karabiner schießen lernen.

Es war weder ein gutes noch ein schlechtes Leben: Er kannte einfach kein anderes.

Als Sergej sich dem Hauptgebäude näherte, steckte er seine dunkelblaue Bluse ordentlich in seine dunkelblauen Hosen und überprüfte, ob seine Stiefel blank genug waren. Einen Augenblick lang überlegte er, ob es nicht angebracht gewesen wäre, die Ausgehuniform mit Handschuhen anzuziehen, aber dann verwarf er den Gedanken wieder. Die meisten älteren Jungen sahen fesch darin aus, aber er versackte immer noch fast in der viel zu großen Uniform. Wenn er zu groß für eine alte Uniform geworden war, gab man ihm stets eine gebrauchte neue, die wiederum viel zu groß für ihn war.

Immer noch in Gedanken versunken, schlurfte Sergej über die Steinfliesen des langen Korridors zur Amtsstube seines Onkels. Er dachte daran, wie er vor vier Jahren zum letzten Mal dorthin befohlen worden war. Er konnte sich noch gut an das hagere, strenge Gesicht des Kommandanten erinnern, der ihm befohlen hatte, sich zu setzen. Sergej war auf einen Stuhl geklettert, seine Füße hatten in der Luft gebaumelt und er hatte kaum über den Rand des Pultes schauen können, als sein Onkel die Worte sagte, die sich unauslöschlich in sein Gedächtnis eingebrannt hatten. »Dein Vater ist gestorben. Sein Name war Sergej Borisowitsch Iwanow. Er gehörte der Leibgarde unseres Zaren Alexander an. Er war ein guter Mann und ein Kosak. Du musst dich nach Kräften anstrengen, um so zu werden wie er.«

Sergej hatte nicht gewusst, was er fühlen oder wie er reagieren sollte, deshalb hatte er einfach nur genickt.

»Hast du irgendwelche Fragen?«, hatte der Kommandant ihn gefragt.

»Wie ... Wie ist er gestorben?«

Erst Stille, dann ein Seufzer. »Dein Vater hat sich zu Tode gesoffen. Was für eine Verschwendung!«

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Journeys of Socrates«
im Verlag HarperSanFrancisco, USA.



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

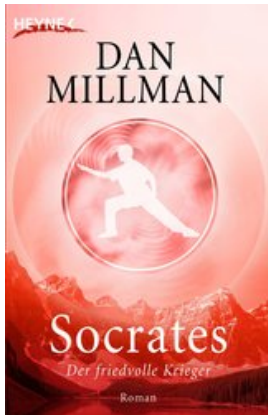
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Taschenbucherstausgabe 05/2007

Copyright © by Dan Millman
Published by arrangement with HarperCollins Publishers, Inc.
Copyright © 2004 der deutschen Ausgabe by Ansata Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2007
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: © digital stock
Herstellung: Helga Schörnig
Gesetzt aus der 9,35/12,4 Sabon Roman
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-70071-0

<http://www.heyne.de>



Dan Millman

Socrates

Der friedvolle Krieger
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-70071-0

Heyne Spiritualität und Esoterik

Erscheinungstermin: April 2007

Spannung und Spiritualität

Ein hochspannender Roman mit einer Fülle spiritueller Erkenntnisse: Dan Millman erzählt die Lebensgeschichte seines geheimnisvollen Lehrers Socrates.

Die faszinierende Entwicklung vom brutalen Elitekämpfer der Zarenzeit über den Deserteur, der sich nach Frieden sehnt, hin zum friedvollen Krieger, der sich noch einem letzten Kampf stellen muss – gegen den Mann, der seine Familie ermordet hat.

 [Der Titel im Katalog](#)